

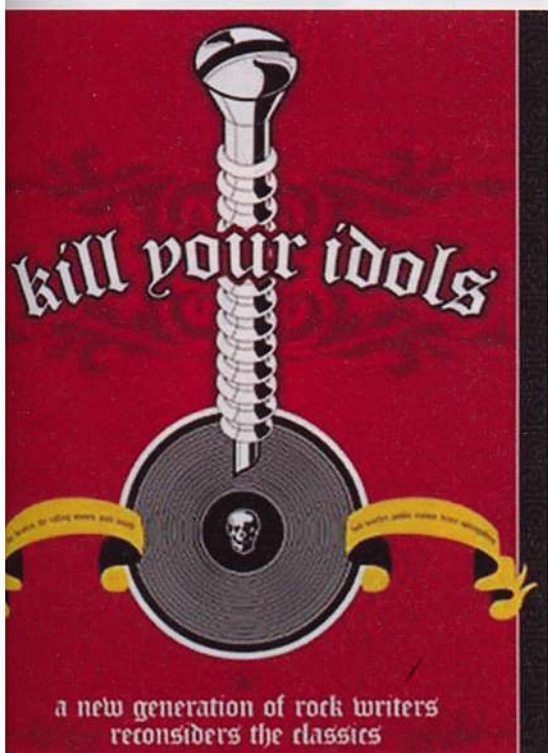
Kritik an Kritikern

Mit „Hall Of Shame“ rächt sich Jim DeRogatis an Kanon-fixierten Kollegen

Nächst erscheint die Idee gut: Jim DeRogatis betrachtete die in den 1960er Jahren empfehlten Alben und befand, dass viele für die Insel sind: die Aufnahmen des Buches, Herausgeber Marcus und die Plattenlabel. DeRogatis fragte seine Kollegen, was er später für ein Vortipp würdige: „Warum

Auch wenn man nicht bei jeder Silbe im Takt mitnickt, so liest man DeRogatis gern, schon allein weil er so verrückt und weltfern war, eine Biografie über einen Musikjournalisten zu verfassen, den hierzulande so unbekannt, nichtsdestotrotz unzerstörbaren Kritiker-Papst und -Teufel Lester Bangs.

2005 erschien „Kill Your Idols“ in den USA, also zur selben Zeit,



man in einer Kunstform der Musik des Teufels in der es im besten Fall um geht, alles in Frage zu stellen, irgendetwas als Dogma zu betrachten?“ So kontaktierten sie einen Kritiker, um die Oldies/Classics in den Dreck zu ziehen. Reaktion auf Clevelands Rock'n'Roll Hall of Fame, als Rede gegen pseudo-akademische Wichtigkeit und Generechtsdiktat – und nicht zuletzt verspätete Reprise DeRogatis' auf seine kurze Zeit als amerikanischer ROLLING STONE, der „Institution, die sich für die Aufblühen der Klänge, die wir zu verehren haben, am besten verschrieben hat“.

als hierzulande Franchise-Erfolge der Kanonindustrie immer wildere Blüten trieben. Für Literatur diktierte lange und wie im Monopol die Reich-Ranicki-Ich-Ich-Ich!-AG, was lesenswert und -unwert ist. 2004 hatte die SZ entdeckt, dass damit Abonnenten zu gewinnen und zu binden sind. Viele hielten die Auswahl gar für bindende Urteile. Oder sogar für Dogmen?

Also Ring frei für den Gegenentwurf. „Hall Of Shame. Die größten Irrtümer in der Geschichte des Rock'n'Roll“ (Rogner & Bernhard). Nicht nur der Titel erinnert an das neulich von Sky Nonhoff veröffentlichte „Don't Believe the HYPE! Die meistüberschätzten

„Elvis Presley – Last Train To Memphis“ (Bosworth Edition, 25 Euro) von Peter Guralnick, mithin der erste Band seines zweibändigen Meisterwerks, immerhin die essenziellste Elvis-Lektüre überhaupt, nun also ins Deutsche übertragen. Eine gute Nachricht für jeden, der nicht über ausreichende Englischkenntnisse verfügt, um Guralnicks Prosa im Original genießen zu können. Erst recht, da die Übersetzung nahe am Text bleibt, was sich zwar bisweilen holprig liest, aber selten ungenau ist. Prekär wird der Sprach-Transfer naturgemäß, wenn des Autors rationaler Duktus pausiert und direkter Rede aus dem Memphis-Milieu der Fifties Platz macht. Manches wird gänzlich unverständlich: Im Transkript eines Gesprächs zwischen Elvis und Mae Axton, Hoyts Mutter und Komponistin von „Heartbreak Hotel“, mutiert „bopping hillbilly“ sprachschöpferisch und sinnfrei in „Bobbing Hillbilly“. Dennoch: Etwas besseres über die Frühgeschichte des King gibt es nicht. ★ ★ ★ ★ 1/2



„Blue Monday – Fats Domino And The Lost Dawn Of Rock'n'Roll“ (Da Capo, ca. 30 Euro) von Rick Coleman ist die erste ernstzunehmende Biografie über einen Mann, der jahrzehntelang den jovialen, gutgelaunten Tastenbär gab, ohne je für seine Verdienste gewürdigt zu werden. Die musikalischen, die sich keineswegs im gebremsten Boogie von „Blueberry Hill“ erschöpften. Und die gesellschaftlichen, vom Kampf gegen Segregation bis zur Förderung depravierter Jugendlicher in den Slums von New Orleans. Von dort war der Fat Man einst gekommen, vergessen hat er das nie.



Interessant auch die Einblicke in den Produktionsbetrieb des Recording Business unter erschwerten Bedingungen Mitte der Fünfziger: hartes Brot. ★ ★ ★ ★

„The Little Box Of Beatles“ (Sanctuary, ca. 18 Euro) von Alan Clayson sind vier Mini-Bändchen in einem Pappschuber, jedes einem Pilzkopf gewidmet: Kurz-Bio, Psychogramm, Beatles-Beitrag, Post-Beatles-Meriten, Songography. Nichts Neues natürlich, aber aus Fansicht recht unterhaltsam geschrieben. Die Fab Four, individualisiert, im Westentaschenformat. ★ ★ ★

„Bob Dylan – Seine Musik und sein Leben“ (dtv Premium, 15 Euro) von Olaf Benzinger begibt sich wie alle Versuche, Bob zu entmystifizieren, auf glattes Eis. „Wer ist Bob Dylan? Wie ist sein Werk einzuordnen?“, fragt der Klappentext und verspricht eine „sachverständige Annäherung an einen Ausnahmekünstler“. Es gehe „nicht um strikte Bewertungen“, heißt es, doch erweist sich Benzinger durchweg als äußerst bewertungsfreudig. So bemängelt er abstruserweise die „wieder einmal sehr unprofessionelle Aufnahmetechnik“, unter der angeblich „Good As I Been To You“ und „World Gone Wrong“ leiden, wo „sich doch schon fast jeder Schüler eine passable Mehrkanal-Aufnahmemöglichkeit leisten“

könne. Weshalb „beide Alben wirken wie Relikte aus lange vergessenen Zeiten“ und „nur eingefleischte Fans und wenige Traditionalisten“ damit „wirklich etwas anfangen“ könnten. Heilige Einfall, möchte man ausrufen. Dylans brillanter, bewegender Rückgriff auf atavistisches Songmaterial wird als Einfallslosigkeit gebrandmarkt, die kongenial spartanische Aufnahmeweise als „fast blamabel“.



Ärgerlicher noch als solche Fehldiagnosen sind eine Reihe von Fehlern, die auch andernorts als Fakten verkauft werden, was sie indes nicht richtiger macht. Der überall nachgeplapperte Unfug zum Beispiel, Dylan sei mit „Nashville Skyline“ seiner Zeit wieder mal vorausgeeilt, ja er habe damit „eine Country-Renaissance“ eingeläutet, wie Benzinger wähnt, „in totalem Kontrast zu all dem“, was „sonst im Rock zu der Zeit abging“. Ein Jahr nach „Sweetheart Of The Rodeo“, zwei Jahre nach Rick Nelsons Country-Rock-Platten! Richtig ist vielmehr, dass es jede Menge Folkies nach Nashville zog, lange bevor Dylan dem Drängen von Bob Johnston nachgab, es doch auch einmal zu wagen. Glatteis, wie gesagt. ★ ★ 1/2

„The Modfather – My Life With Paul Weller“ (William Heinemann, ca. 20 Euro) von David Lines ist Liebeserklärung und Lebensbeichte zugleich, geschrieben mit Herzblut, Humor und ungläubigem Staunen über das eigene Denken und Tun. Lines zieht von Nottingham nach Leeds, fühlt sich verloren, entdeckt The Jam für sich, durchlebt mit ihrer Musik die Pubertät, begreift sie als Freunde. Einiges erinnert an die Irrungen und Wirrungen in „Quadrophenia“, doch wird Davids Obsession nicht von einer Bewegung getragen, er durchlebt die Alltagskrisen nicht im Kollektiv. Umso wichtiger werden ihm Wellers Texte, seine Attitüde, seine Klamotten. Am Ende steht nicht Reue, sondern Reflexion. Wunderbar geschrieben und nicht nur Weller-Fans empfohlen. ★ ★ ★ ★



„I Hate Myself And Want To Die“ (Schwarzkopf & Schwarzkopf, 15 Euro) von Tom Reynolds stellt „Die 52 deprimierendsten Songs aller Zeiten“ vor, zu denen der Autor wenig erbauliche Lieder zählt, aber auch einfach schlechte. Zur letzten Kategorie gehört sicher die Hälfte der hier seziierten Stücke, daran gibt es nichts zu deuteln. Verständlich, dass sich Reynolds von „In The Air Tonight“ stets aufs Neue „zur Weißglut getrieben“ fühlt. Auch dass Barry Manilows „Mandy“ und Bonnie Tylers „Total Eclipse Of The Heart“ wie Folter empfunden werden, ist nachvollziehbar. Schade bloß, dass ihm nur wenige Songs einfielen, deren Qualität über jeden Zweifel erhaben ist, und die deshalb deprimieren, weil sie wahrhaftig sind in ihrem Schmerz und ihrem Leid: „Sister Morphine“, „Strange Fruit“, „Love Will Tear Us Apart“. Der Rest ist albern. ★ ★ 1/2

